

Wir weiteten unsere Truppen nach Rüderoberung der Stadt Birken ihre Angriffsfront auf 30 Kilometer Breite aus und brachen erneut in 8 Kilometer Breite und 8 Kilometer Tiefe in die feindlichen Stellungen ein. Mehrere wichtige Örtlichkeiten wurde dabei genommen. Auf der Landenge von Darwa nahmen die Volkshewiten ihre Angriffe mit fünf Divisionen wieder auf. Die Bolschewiki weichen, doch sind diese Kämpfe noch nicht abgeschlossen. Unsere Luftwaffe griff an den Brennpunkten mit starken Schlachtfiegerverbänden in die Erdkämpfe ein. Räger und Flak schossen erneut zahlreiche sowjetische Flugzeuge ab. In der Nacht zum Donnerstag richteten sich starke deutsche Luftangriffe gegen den feindlichen Nachschub in den Räumen Birna, Rauen und Grobno sowie im Süden der Ostfront gegen Truppenquartiere bei Tiraspol und Jaffa.

Lorenzen Panzer auf unser Volk wieder auszu-
lösen.

Wir wissen, daß dieser Agitationskrieg
nicht ohne Erfolg blieb. Wie in allen
Kriegen, so gelang es auch diesen Panzern
hier und da, aus an sich vernünftigen Menschen
alle Fesseln zu machen und Unzufriedenheit mit nicht
vorhandenen Bedenken zu speisen. Nachdrückliche
Vorstellungen, die im Schatten von Rückläufigkeiten
eine gute Gelegenheit zur Befestigung der deut-
schen Einheit und Widerstandskraft erblickten,
wurden unter ihren schmutzig-gelblichen Händen
zu einer „Friedenspartei“. Nichts ließ ihr Sotus-
potus unbeachtet, um aus schwarz weiß zu

machen, kranke Hirne für gesund zu erklären,
Dummheit als der Weisheit letzten Schluß hin-
zustellen.

Wie die Ereignisse gelehrt haben, ist die Ge-
fahr dieses totalen Krieges der anderen für unser
Volk nicht überwindlich. Wir Deutschen sind zu
wenig der Wirklichkeit geworben und fallen
auf faulen Panzer nicht mehr herein.
Die Ereignisse der letzten Zeit haben das wieder
gelehrt. Wir verlassen uns lieber auf die er-
wiesene Kraft unserer Geschlossenheit, die uns
Widerstand und Sieg ermöglichte, obwohl alle
Verechnungen der anderen das für ausgeschlossen
hielten. Wir wissen, was wir an wirklicher Sub-

stanz haben. Wir wissen, was die Versprechen
unserer Feinde anderen Völkern eingebracht
haben. Trotzdem verfolgen wir die Feindschaft des
totalen Krieges der anderen mit der gebotenen
Aufmerksamkeit und achten sehr genau darauf,
wenn sich unter der Panzerformel der Segen-
meiher vor drüben bei uns hier und da einzelne
in alte Fesseln oder moderne Fesseln verwickeln.
Unser totaler Kriegseinsatz ist die
Antwort. Und wo im einzelnen unsere Er-
kenntnis nicht hinreicht, wappnen wir uns mit
der guten Waffe der Disziplin und suchen der
Männer würdig zu sein, die für uns starben. In
dieser Mauer zerbricht, was immer der Feind
erfinden kann.

Vor dem Feinde hochbewacht

Aus dem Führerhauptquartier,
3. August. In Ergänzung des heutigen D.M.
Berichtes wird mitgeteilt:

Die 2. Panzerdivision hat sich in der
Normandie unter der mitreißenden Führung ihres
Kommandeurs, des Generalleutnants Freiherrn
von Luckow in Angriff und Abwehr durch
vorbildliche Härte und Tapferkeit ausgezeichnet.
Vom 13. Juni bis 30. Juli erzielte die Division
nachfolgende Erfolge: 180 Panzer vernichtet, ein
Panzer erbeutet, 28 Flugzeuge abgeschossen, 27 ge-
panzerte Kraftfahrzeuge vernichtet, 52 Panzer
vernichtet, 20 Kraftfahrzeuge erbeutet und 668 Ge-
fangene eingebracht.

Weiter wird ergänzt:

Bei der Befestigung eines feindlichen Brücken-
kopfes hat sich Oberleutnant Walther, Kom-
panieführer im Schützengraben 2, mit seiner
Kampfgruppe durch beispielhafte Tapfer-
keit ausgezeichnet. In den Kämpfen am San-
tewitz hat sich ein Artillerie-Kampfbataillon unter
Hauptmann Seifert besonders. Im Mittel-
abschnitt der Ostfront hat sich das 1. Bataillon des
Panzerjäger-Regiments 33 unter Hauptmann
Schäfer in Angriff und Abwehr hervorragend
gezeigt. In den schweren Kämpfen bei Dieppe
hat sich die Rheinisch-Westfälische 227. Infanterie-
division unter Oberst Wengler und eine Kampf-
gruppe unter Major Busch besonders hervor-
getan.

Feindabsichten durch Gegenangriffe vereitelt

Mißlungene britisch-amerikanische Vereinigungsversuche - Borgeprellte Panzerdivision in der Bretagne zurückgeworfen

Berlin, 4. August. An der Invasionsfront ver-
suchte oder erbeutete eine schon im Osten hoch-
bewachte Wiener Panzer-Division innerhalb
von knapp sieben Wochen bisher 181 feindliche
Panzer, 27 gepanzerte Kraftfahrzeuge und 42 Pa-
geschützte, 23 Flugzeuge und zahlreiche Lastkraft-
wagen. Außerdem fielen mehrere hundert Gefan-
gene in ihre Hand. Ähnlich hohe Verluste brach-
ten auch andere Panzerdivisionen des Heeres und
der Waffen-SS dem Feinde bei. Trotz dieser Aus-
fälle fehlte er keine Angriffe auf ständig breiter
verwerbender Front fort. Der Anlauf der einzelnen
Vorstöße läßt die Absicht immer klarer erkennen.

tern und in Fuß halten. Es gelang dem Feind,
an der Cille und Rance Brückenköpfe zu bilden
und aus ihnen gegen Rennes und Dinan
vorzustoßen. Sicherungsverbände, bewegliche Pan-
zer- und Eingreifstruppen traten ihm überall ent-
gegen. Hierbei gelang es der Kampfgruppe
Bacherer, die sich schon bei den Kämpfen im Raum
von La Sabe du Puits hervorragend geschlagen
hatte, an einer Stelle 34 Panzer und Panzerpäh-
wagen zu vernichten. Die gegen Rennes vorge-
brungene, zunächst noch kleine Panzergruppe erlitt
ebenfalls erhebliche Verluste. Die aus etwa 30 Pan-
zern und Schützenpanzerwagen bestehende Gruppe

Gegner ebenfalls wieder zurückgedrängt wurde.
Bei den beweglich geführten Kämpfen im
Raum südlich und westlich von Tontorson spielten
auf beiden Seiten neben den motorisierten auch die
fliegenden Verbände ihre entscheidende Rolle. Sie
versuchten, das Vordringen der Erdtruppen zu er-
leichtern und durch Angriffe auf die Zufahrtsstra-
ßen das Eingreifen von Reserven zu verhindern.
Hierbei griffen unsere Flieger mit starker Wirkung
südlich von Avranches die sich an den Fließüber-
gängen stauenden feindlichen Kolonnen an. Jede
mitte in die Truppenansammlungen abgeworfene
Bombe brachte dem Feind erhebliche Verluste an
Panzern und Fahrzeugen bei.



Die Briten hatten in den letzten Tagen ihre
Front nach Westen bis in den Raum südlich St.
Lo ausgedehnt. Auf ihrem Westflügel verstärkten
sie sich weiter und zogen zu diesem Zweck aus
dem Raum südlich Caen mehrere Panzerdivisionen
ab. Am Dienstag begannen sie dann südlich Caen
mit drei starke Heile vorzustoßen. Als diese
durch heftige Stöße aufgefangen und zurückgewie-
sen wurden, leiteten sie am Mittwoch einen vier-
ten massierten Panzerangriff weiter westlich in
Richtung auf die obere Vire ein. Unter sehr schwe-
ren Kämpfen gelang es unseren Truppen auch hier,
den westlich Le Bény-Bocage eingebrachten
Feind abzusaugen und an wichtigen Punkten
wieder nach Nordwesten zurückzuwerfen.

traf nördlich der Stadt auf eine Flakbatterie. Die
Kanoniere, die gerade Angriffe von 26 Bombern
abwehrten, rissen sofort die Geschütze herum und
nahmen den überraschten Feind unter Feuer. Trotz
den immer noch einschlagenden Bomben zerstörten
die hier zum erstenmal im Erdkampf stehenden
jungen Flakartilleristen zehn schwere Panzer, zwei
Panzerpähwagen und 15 gepanzerte Transport-
wagen. Die von ihren Fahrzeugen abgesprungene
feindliche Infanterie wurde mit der blanken Waffe
niedergemacht. Die Reste der zerstörten Panzer-
gruppe zogen sich im Feuer der Flakgeschütze zu-
rück. Wenige Stunden später erneuerte der
Gegner, der sich inzwischen durch neue Zuführun-
gen verstärkt hatte, den Angriff. Der energische
Widerstand der Flakartilleristen hatte jedoch auch
das Heranführen eigener Reserven
ermöglicht. Diese

warfen den Feind im Gegenstoß nach
Norden zurück.
Kehlich verliefen die Kämpfe bei Dinan, wo der

Ein neuer Kurs wird gesteuert

Reichsminister Dr. Goebbels über den großen Umstellungsprozeß

In der Wochenzeitung „Das Reich“ beschäftigt
sich Reichsminister Dr. Goebbels mit der Situa-
tion, die durch die Ereignisse des 20. Juli geschaf-
fen wurde und stellt dazu u. a. fest:

Der totale Krieg, der jetzt zum Zug ver-
wirklicht werden soll, hat ebenso eine moralische
wie eine materielle Seite. Der Krieg ist über seine
militärische, politische und wirtschaftliche Ziel-
setzung hinaus ein moralisches und weltanschau-
liches Problem, und auch das muß neben seinen
anderen Problemen materieller Art von uns allen
gelöst werden. Wir kommen nicht darum herum,
dabei bei uns selbst anzufangen, und zwar jeder
von uns, wenn wir tatsächlich dem Krieg jene
Wende geben wollen, die wir alle so sehr nötig
bedürfen und für die wir alle alles zu
tun bereit sind. Hier gilt es, den Gehel anzu-
setzen. Wenn wir also von nun an Ernst machen
mit dem totalen Krieg und er nicht mehr nur eine
Phrase bleiben soll, so hat jeder von uns
daraus seine Konsequenzen zu ziehen,
und zwar sowohl für seine Arbeit wie auch für
seinen persönlichen Lebensstil. Ein einfaches
spanisches Leben braucht in keiner Weise ein
ungesundes Leben zu sein. Je kriegsmäßiger wir
auftreten und uns benehmen, um so mehr nützen
wir damit unserer Sache, die wir doch alle zu
einem glücklichen Ende führen wollen. Es ist gar
keine besondere Ehre für uns, daß man unserem
öffentlichen Leben, abgesehen von den Lustmoti-
vationen, den Krieg kaum anmerkt. Wir wollen, daß
man das in Zukunft auf Schritt und Tritt tut.
Nur Schwachköpfe können annehmen, daß das un-
serer nationalen Prestige schade. Wenn eine alte
Lehre sagt, ein Volk solle im Frieden nur an den
Krieg denken, wie viel mehr gilt dies dann für
den Krieg selbst. Es gibt keine Aufgabe, die der
des Krieges gegenüber einen gleichen Rang oder
gar eine Vorrangigkeit beanspruchen könnte. Je
konsequenter wir diese Tatsache bejahen, um so
leichter werden wir uns von den letzten Resten
des verangenehten Friedens losmachen und nur
noch dem Kriege dienen.

Wir wissen, daß es in unserem Volke unge-
zählte Millionen gibt, die gerne bereit sind, auch
die letzten Opfer zu bringen, wenn sie nur nicht
fürchten müßten, daß der Kampf sich nicht an-
schließt und sie selbst bald die Dummheit sein wer-
den. Von dieser Furcht sollen sie von nun an be-
freit sein. Es geht nicht an, daß Millionen deutsche
Frauen täglich 10 bis 12 Stunden und einige
Tausend überhaupt nicht arbeiten. Gegen solche
Elemente wird von nun an mit der gebotenen
Strenge vorgegangen werden. Wir führen uns
glücklich in dem Bewußtsein, und in diesen Maß-
nahmen und Bestrebungen in voller Übereinstim-

mung mit der Gesamtheit unseres Volkes zu be-
finden. In Zukunft wird derjenige, der entgegen
seiner Verpflichtungen sich an der Arbeit vorbe-
zudrücken versucht, als Fahnenflüchtiger behandelt
und derjenige, der ihm dabei Schutz und Beistand
leistet, als Mitwisser und Mithelfer eines Ver-
brechens der Desertion angesehen werden müssen.
Wir wollen auch in dieser Beziehung absolute
Klarheit schaffen und keinen Zweifel darüber las-
sen, daß von nun an ein neuer Kurs gesteuert
wird und ein scharfer, fester Kurs steht.

Dazu kommen noch verschiedene Maßnahmen,
die die Reorganisation unseres Staatsapparates
und des gesamten öffentlichen Lebens betreffen.
Man kann natürlich nicht erwarten, daß diese im
Handumdrehen getroffen werden und die so oft
beklagten Abstände morgen schon verschwunden
sind. Man muß uns etwas Zeit lassen. Aber das
Schadest an gar nichts. Die Aufnahmefähigkeiten
an Menschen in der Wehrmacht und in der Rük-
stufungsproduktion sind nicht unbegrenzt, und schon
aus diesem Grunde muß sich der ganze Umstel-
lungsprozeß zwar schnell, aber auch
organisch vollziehen. Wir glauben genau
zu wissen, wo die Fehlerquellen liegen, und wir
werden diese zu beseitigen suchen.

Was das öffentliche Leben anlangt, so
werden die hier zu treffenden Maßnahmen mög-
lichst elastisch sein und sich der jeweiligen Lage
und ihren Notwendigkeiten anpassen. Nichts liegt
uns ferner, als den Prinzipienreiter zu spielen
und dem Volke, das in seiner überwiegenden
Mehrheit schwer und schwerstens arbeiten muß,
auch noch die letzten Freuden und Entspannungs-
möglichkeiten zu nehmen.

Mit einem Wort: Wir alle wollen ohne jede
Ausnahme den Krieg als eine gegebene und vor-
erst unabänderliche Tatsache anerkennen, uns mit
ganzer Herzen und ganzer Kraft auf
ihn einstellen und jeden Versuch, ihm auszuweichen
und in einem stillen Winkel Frieden zu spielen,
unterlassen. Wir werden keine Vorbehalte mehr
machen und keine Vorbehalte mehr erlauben. Keine
Stunde wollen wir vergehen, daß unser Verhal-
ten im Kriege nicht nur unser eigenes künftiges
Leben, sondern auch das unserer Kinder und
Kindeskinder bestimmen wird. In einer
Kraftanstrengung ohne gleichen stemmt das deutsche
Volk sich gegen die mit der Länge und Härte des
Krieges notwendigerweise wachsenden Schwierig-
keiten und wird sie auch auf diese Weise meistern.
Niemand haben wir so fest an den Sieg geglaubt
wie zu dieser Stunde. Mag sein, daß bis dahin
noch manche Krisen und Belastungen über uns
hereinbrechen werden. Wir fürchten sie
nicht.

Die Lage im Generalgouvernement

Generalgouverneur Dr. Frank sprach in einer Regierungssitzung

Kraus, 4. August. Unter dem Vorsitz von Ge-
neral-gouverneur Dr. Frank war auf der Burg
Kraus eine Regierungssitzung, in der die mit den
Frontereignissen in Zusammenhang stehenden Fra-
gen erörtert wurden. In einer Ansprache brachte
der Generalgouverneur zum Ausdruck, daß sich bei
den von der Regierung verfügbaren, inzwischen so
gut zum Abschluß gekommenen Maßnahmen die
Bereitschaft der Bevölkerung, sich den gegebenen
Umständen anzupassen, ohne Unterschied ihrer
Vollzugsbereitschaft bewährt habe.

In diesem Zusammenhang betonte Dr. Frank,
daß die Lage in jeder Beziehung klar und über-
sichtlich sei und zu einer ersten Sorge lei-
nerlei Veranlassung gebe, um so mehr,
als die zuständigen Stellen der Verwaltung durch
weltweitende und vorzügliche Entschlüsse allen nur
denkbaren Wirkungen unbegrenzter Augenbild-
stimmungen vorgebeugt habe. Generalgouverneur
Dr. Frank gab dann einen Überblick über die vor-
gezeichneten weiteren Schritte der Regierung zur
Erfüllung der besonderen Pflichten, die uns aus
den Frontereignissen in diesen Tagen erwachsen.

In den Berichten der einzelnen Regierungsmi-
nister spiegelt sich die große Vielfalt der aktuel-
len Probleme, die durch den zusammenge-
fallenen Einsatz aller Verwaltungskräfte
des Generalgouvernements gelöst werden
sollen. Der Chef der Regierung, Staatssekretär Dr.
Hilfer, unterstrich die besonderen Pflichten des
Tages, denen jeder in diesem Raum tätige Deut-
sche sich unterwerfen habe und sprach aus,
daß in diesen schicksalvollen Tagen die große
Aufgabe der Zukunft erneut mit ganzer Kraft
anzufassen sei, ein Vorhaben, das dadurch erleich-
tert werde, daß der weitaus überwiegende
Teil der polnischen Bevölkerung
loyal und diszipliniert die Feuerprobe

allen bolschewistischen Verlockungen gegenüber be-
standen habe.

In abschließenden Worten lenkte der General-
gouverneur Dr. Frank nochmals den Blick auf die
Größe der Zeit und auf die Verpflichtung, die
jedem aus dem Bewußtsein um die Verantwort-
ung dem kommenden Europa gegenüber erwachse.

Schiffbrüche beschossen

Bolschewistische Schandtat in der Viborg-Bucht

Berlin, 4. August. Schiffbrüche eines
kleinen deutschen Kriegsfahrzeuges
wurden am 19. Juni in der Viborg-Bucht von
sowjetischen Kriegsschiffen im Wasser
beschoßen, an Bord getommene Leber-
lebende wurden erschossen und die Leichen ins
Meer geworfen.

Die Untersuchung hat ergeben, daß die Be-
setzung eines deutschen Kriegsfahrzeuges, das in
der Viborg-Bucht nach einem Torpedotreffer ge-
sunken war, auf Flößen treibend über im Wasser
schwimmend, von zwei sowjetischen Schnellbooten
beschoßen wurde. Die Boote umkreisten mehrere
Male die Flöße und beschossen die auf ihnen
Sitzenden aus nächster Nähe mit Maschi-
nengewehren. Wahlos feuerten sie auf die
im Wasser treibenden, zum Teil verwundeten
Soldaten. Aussagen der Überlebenden bestä-
tigen übereinstimmend, daß vier der Schiffbrü-
chen, die von einem der Flöße mit Bootszug
an Bord eines sowjetischen Bewachers gezogen
worden waren, von den Sowjets auf das Wasser-
bed geschleift, mit einem Maschinengewehr er-
schossen und ins Meer geworfen wurden.
Es wurde ferner berichtet, daß man auf
einem der Schnellboote beobachtet, einen ebenfalls
an Bord gezogenen deutschen Soldaten zu zwin-
gen, auf seine im Wasser treibenden Kameraden
mit dem Maschinengewehr zu schießen. Als er sich
weigerte, wurde er von einem sowjetischen Mor-
trofen mit der Maschinengewehr erschossen und ins
Meer geworfen. Bevor sich die feindlichen Jagd-
zeuge entfernten, schossen sie noch einmal mit
Maschinengewehren auf die Flöße,
wobei auf einem Floß zwei Mann schwere Ver-
letzungen erlitten.

General Jordana

Spaniens Außenminister gestorben

Madrid, 4. August. Der spanische Außen-
minister, General Graf Jordana, ist gestern
in San Sebastian gestorben.

Graf Jordana war 1876 in Cassilien geboren.
Er wählte wie sein Vater den Offiziersberuf.
General Franco zog ihn nach der nationalen
Erhebung im Juli 1936 sofort zur Mitarbeit
heran. Er wurde Präsident des höchsten Militär-
gerichtes. In der ersten nationalspanischen Re-
gierung vom Februar 1938 hatte Jordana die
Stellvertretung des Regierungschefs und die
Leitung des Außenministeriums inne. Als Außen-
minister schloß er den Freundschafts- und Nicht-
angriffspakt zwischen Spanien und Portugal ab
wie auch deutsch-spanische Kultur-
abkommen ab. Jordana trat im August 1939
bei einer Regierungsumbildung zurück und über-
nahm den Vorsitz im Staatsrat. Als Brasilien in
den Krieg eintrat und die Haltung der süd-
amerikanischen Staaten nicht ohne Einfluß auf
die Lage Spaniens blieb, übernahm er Anfang
September 1942 wieder die Leitung des Außen-
ministeriums.

„Das Verhängnis der Türkei“

In dem am 2. August veröffentlichten Zeit-
auslass „Das Verhängnis der Türkei“ muß der
jüngste Ablass richtig lauten:
Deutschland sagt: Der Bolschewismus ist
der letzte, der in Osteuropa etwas zu sagen hat.
— England ließ durch seinen Außenminister
Eden unmittelbar nach dessen Besuch in Ankara
am 1. August erklären: „Im künftigen Osteuropa
hört Moskau den Vorrang.“

Lohnende Funde. Bei einem jüdischen Spiel-
anten in Budapest, der in der Inspektionszeit
in Berlin 33 Häuser in seinen Besitz gebracht hat-
ten, wurden in den Wänden seiner Wohnung 83 Bil-
gramm Gold und 600.000 Reichsmark in Wert-
von vielen Millionen Pfund entdeckt. Durch die
Festnahme dieses Verbrechers stieg die Polizei
auf ein Verbot von 20 eisenbeschlagenen Türen,
die in einem Freizeiter in einem Vorort unter-
gebracht waren. Diese Türen enthielten wert-
vollsten Kunstbesitz.

Hauptartikel: Hans Christian Wegert
Verlag u. Druck: W. Gieseler, Buppert-Gieseler
Gernth-Commissionsnummer 300 01.

Fahne der Hoffnung

Von Walther von Hollander

Unser Haus lag am halben Waldbrand mit Blick über die Stadt, den Bahnhof und die Vorberge, die uns vor den Nordwinden schützten. Auf der anderen Straßenseite, die etwas höher lag, hatte sich der reiche Baron L. eine große Villa erbaut, sechzehn Zimmer, mit Zinnen und Schießscharten, eine Burg im maurischen Trübsinn, wie man sie um die Jahrhundertwende hier und da baute, wenn man viel Geld hatte oder der Mittelwelt etwas von seiner Herrschaft zeigen wollte.

Baron L. lebte dort mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern sehr zurückgezogen und still, das Leben eines großen Mannes mit Empfinden, Neugierde und Demut, offenbar nur mit Hofnarr und dem Hofpropheten von Apfelmännchen beschäftigt. „Er hätte es schon haben können“, sagten die Leute, „aber der Teufel ritt ihn und hat ihn weggeholt.“

Die Leute wußten nicht, daß Baron L. ein Balle, sein halbes Leben in der Kiste zugebracht hatte, und daß er nur in unsere idyllische Stadt gezogen war, um seine Gesundheit zu reorganisieren und seiner Frau ein gutes retiro zu verschaffen.

L. war ein guter Freund des schwedischen Ingenieurs Andree, der mit dem Ballon den Nordpol hatte erreichen wollen. Der Baron hatte ursprünglich bei dieser tollkühnen Expedition dabei sein sollen. Er hatte sie mit vorbereitet und seiner Ansicht nach war sie nur gescheitert weil er nicht dabei war. Im Frühjahr 1899 brach er auf, um, wie er sich ausdrückte, alles wieder aufzumachen, um Andree zu finden und mit ihm zusammen den Nordpol zu erreichen.

Seine Frau war damals Anfang vierzig gewesen und wirkte sehr viel jünger, weil sie klein, lachend und schwarzhaarig war und sehr helle Augen hatte. Seine beiden Töchter — sie mochten wohl 16 und 18 sein — waren sehr schöne Mädchen und beide trotz ihrer Jugend schon verlobt.

Selbstverständlich habe ich gerade den Abschied L. von seiner Familie ganz aus der Nähe beobachtet können. Er kam, gefolgt von zwei Dienern, begleitet von seinen drei Angehörigen, aus der Pforte und stand am Wagen, klein, elegant, in einem hellen Frühlingspaletot mit grauem, fleisem Hut. Ueber dem Arm trug er einen schweren Pelz und eine runde Pelzmütze in der Hand. Der kleine, weiße Polarhund, der in der zu warmen Gargel rüchig geworden war und der am Polarreis wieder gefunden wurde, sah mit trübigen Augen zu seinem Herrn auf, als warte er.

L. lächelte seine Frau an. Er sagte: „Dem Abschiednehmen halte ich nichts. Aber ihr dürft vom obersten Fenster aus dem Zug nachwinken, und wenn ich im November wiederkomme, dann könnt ihr mir wieder zuwinken, wenn der Zug ankommt.“

Damit stieg er schnell in den Wagen und gab das Zeichen zur Abfahrt. Die drei Frauen standen und sahen ihm nach. Der Hund bellte heiser und vergnügt. Unten an der Straße beugte sich L. noch einmal aus dem Wagen, winkte mit Pelzmütze und fleisem Hut und war verschwunden. Zehn Minuten später sah man den Zug aus unserer kleinen Bahnhofsbühnen. Ueber der Lokomotive stand der weiße Abfahrtsqualm wie ein Handtuch und hinter den Bäumen, die sehr hoch das Haus L. umschatteten, wachte ein Handtuch. Sicherlich konnte man es hinter den Laubbäumen vom Bahnhof her nicht erkennen.

Im Juli fuhr Frau von L. mit ihren beiden Töchtern nach Ausland, wo in aller Stille die Trauung der Ältesten stattfand. Ende August war sie wieder da. Es sei möglich, so erzählte sie, daß ihr Mann schon im Anlauf wiederkehrte. Sie hängte wie zur Probe ein Handtuch zum Fenster hinaus und ließ es hängen. Einmal trafen wir sie auf dem Bahnhof. Sie sah mit einem Fernglas zu ihrem Haus hinaus. Sie reichte uns das Glas. Wir sollten nachsehen, ob man das Handtuch erkennen könne. Aber man konnte es nicht erkennen. „Im November“, so sagte mein Vater tröstend, „find die Bäume kahl, da wird man es sicher sehen können.“

Dieser erste Herbst war sehr warm. Das Laub hielt sich lange in den Bäumen. Eines Morgens — es wird in den ersten Novembertagen gewesen sein — sah ich die jüngste L. im Wipfel einer Buche stehen. Sie schaukelte und schüttelte die Äste und der goldene Regen des Laubes glitt sanft durch die Herbstsonne. Ich rief sie an und sie rief lachend zurück, sie müsse die Aussicht freimachen! Der Vater lächelte bald.

Man sah jetzt das Handtuch schon ein wenig besser. Als aber die richtigen Novemberstürme gekommen waren und die Bäume leergefegt hatten, leuchtete es weithin. Abends wurde im Fenster hinter dem Handtuch eine Lampe angezündet. Die brannte die ganze Nacht durch. Sie brannte alle Winternächte durch, denn L. kam nicht.

Die Baronin zeigte sich selten draußen. Einmal, als viel Schnee gefallen war, fuhr sie in die Stadt und kaufte eine schwarze Fahne. Der Kaufmann flüsternte mit Grabsstimme, sie habe wohl schlechte Nachrichten erhalten. Die Baronin schüttelte lächelnd den Kopf. Nein, aber gegen den Schnee könne sich weißes Leinen nicht abheben. Uns aber erzählte sie, als sei es ganz selbstverständlich, ihr Mann überwinterne eben und vor dem nächsten Herbst sei er aller Wahrscheinlichkeit nach nicht zu erwarten.

Das Frühjahr kam, der Herbst. Als das Laub fiel, sah man wieder das Licht in den Nächten krennen, wachte wieder das Handtuch von der Höhe her. Und wieder kam die schwarze Fahne zum Vorschein, als es zum ersten Male geschneit hatte. Die jüngste L. fuhr eines Tages fort. Sie heiratete nach Amerika. Aber sie mußte allein in die Ehe hineingehen. Die Mutter konnte sich nicht entschließen, ihren Posten zu verlassen. Sie wartete bis zum Frühjahr. Dann reiste sie zu ihrer Ältesten nach Ausland. Aber im November war sie da. Und im November des nächsten Jahres kam sie wieder. Wir sprachen sie manchmal; sie hatte keine Hoffnung mehr, daß der Mann wiederkommen würde. Eine Rettungs Expedition, die nach L. und dem längst verschollenen Andree forschte, war unrichtigster Dinge zurückgekehrt. Aber unmöglich war es nicht, daß L., der jah wie ein Eskimo, irgendwo auf einer Eisscholle durch das Nordmeer trieb und auf einem der geheimnisvollen Eisströme, von denen er immer gesprochen hatte, wieder zurückgetragen würde ins Leben.

Jedenfalls spürte sie die Pflicht, im November das Zeichen zu geben, das Licht zu entzünden und nach Norden auszuweichen. Vielleicht hätte sie das ganze Jahr auf ihrem Posten gestanden. Aber ihre Töchter verließen nach ihr. Die in Ausland hatte Zwillinge geboren und brauchte Rat der erfahrenen Mutter, und die in Amerika fand die Welt, in der sie lebte, kalt und unwirtlich.

Der jungfräuliche Prozeß

Von C. G. Zwalhen

Auch um 1700 hatten die Frauen keine Vergangenheit. Auch gab es um 1700 noch Frauen, die mit dieser Erkenntnis weibliche Diplomatie trieben, und Männer, die damit rechneten. So wurde der Professor der Rechte Peter Müller aus Jena von der Jungfrauenschaft der Stadt vor Gericht zitiert, weil er behauptete, alle Jungfrauen Jena auf einem Schubkarren aus der Stadt fahren zu können.

Heute käme man gar nicht mehr auf die Idee, dahinter etwas Schleiches zu vermuten. Die Menschen sind nämlich besser geworden und die Schubkarren fetter. Und weil die Menschen und insbesondere die Frauen besser geworden sind, würde heutzutage kein Prozeß geführt, wenn einer sagte, man könne die Jungfrauen einer Stadt auf einem Lastkraftwagen ins Grüne fahren. Es ließe sich beispielsweise auch behaupten, eine Stadt habe keine unglücklichen Jungfrauen. Warum nicht?

„Ich, einen Polarreis des Herzens“. Frau von L. wurde also gebraucht. Aber sie vergaß doch nicht ihre Pflicht. Sobald die Blätter fielen, kam sie. Die Bäume waren nun noch höher geworden. Im Sommer standen die bekannten Nester wie Mauern vor den Fenstern. Aber im ersten Novembersturm ging der Vorhang auf vor dem Panorama der Ebene, erschien oben am Haus die Fahne und nachts das Licht.

Das war zehn Jahre lang so. Zwei Expeditionen hatten noch vergänglich nach Baron L. und Andree gesucht, und 1907 oder 1908 kam eine letzte Expedition zurück, die ein paar Jahre überwinter hatte und nichts von den beiden Verschollenen gehört hatte.

Im gleichen Herbst kam die Baronin das letzte Mal. Sie trug ein schwarzes Kleid, während sie früher bunte Kleider bevorzugte. Sie machte bei uns einen Besuch. Es sei ihr so, als käme sie zum letzten Male in unsere Stadt, weil sie endlich in Frieden heimkehren könne. Meine Mutter meinte erkannt, daß sie doch noch ein langes Leben vor sich habe mit ihren 52 Jahren. Sie lächelte geheimnisvoll. Sie deutete auf ihr Herz und sagte: „Wenn es nur nicht so grau und müde geworden wäre.“

Wenige Tage später ging wieder der Baumvorhang vor ihren Fenstern auf, fiel das Laub in einem heftigen Sturm und das Licht oben begann zu leuchten. In jeder Nacht leuchtete es und am Tage flatterte das Handtuch im Wind, und da der Schnee in diesem Jahr besonders früh kam, sahen wir noch, wie die schwarze Fahne von der Baronin geholt wurde. Wir standen und sahen hinaus. Sie beugte sich weit hinaus. Sie starrte unbeweglich hinunter in das Tal. Sie nahm noch einmal das schmerzhaft bekannte Bild in sich auf, die Stadt ihres Wartens, die Berge, die die Aussicht nach Norden abgeschlossen und den Bahnhof, auf dem die Rüge aus- und eingingen, deren feiner ihren Mann wiedergebracht hatte. Am nächsten Morgen leuchtete das Licht immer noch. Man sah es deutlich, da es ein sehr trüber Novembertag war und die Wolken fast in den Bäumen hingen. Deshalb dachten wir uns auch nichts dabei. Als aber gegen Abend das Licht verlosch, wurden wir unruhig. Wir gingen hinüber. Wir fanden sie tot in einem Kutschstuhl am Fenster neben der Lampe, die verloschen war, mit weitgeöffneten Augen hinunterstarrend zum Bahnhof, nach Norden, wohin der Mann gefahren war. Vor ihr lag ein Zettel, auf dem sie in ihrer klaren Schrift lateinisch geschrieben hatte: denique pacem tuam — endlich Deinen Frieden.

Die Tochter aus Ausland kam, die Baronin wurde beerdigt. Wenige Tage später berichteten die Zeitungen, daß von einem Walfischfänger die Reste der Tischen Expedition gefunden waren: ein Pelz, eine runde Pelzmütze, ein Tagebuch. „Dono nobis denique pacem tuam, domine“ — gib uns endlich Deinen Frieden, Herr. ... Das war die letzte Eintragung, die L. gemacht hatte.

Neulich war doch Tante Emma zu Besuch und hat die kleine Dore geküßt. Na, also!

Auf jeden Fall ist es unvorsichtig, unbewiesene Behauptungen aufzustellen. Trotzdem mußte der Schubkarrenprofessor freigesprochen werden. Der Professor erbot sich nämlich — und wenn er sein ganzes Leben damit beschäftigt sei —, alle Jungfrauen einzeln auf einem Schubkarren fortzuführen.

Damals gab es anscheinend noch Frauen, die bezweifelten, daß ein Mann fähig sei, sich für das weibliche Geschlecht aufzuopfern.

Darum wurde also der Professor Müller freigesprochen und die Jungfrauen verzichteten auf seine pilante Spazierfahrt.

Um 1700 gab es noch Männer — weil es noch die dazu gehörigen Frauen gab —, die mit dem weiblichen Geschlecht Enttäuschungen erlebten. So

Professor Müller. In seinem ersten Born schied er ein Buch des Titels: „Mulier non homo“ (Weib ist kein Mensch).

Damals waren die Frauen eben noch nicht so gut wie heute. Darum besaß die genannte Jungfrauenschaft Jena den Buchdrucker. Die Streitschrift erschien mit einem Druckfehler. „Mulier non homo“ („Müller ist kein Mensch“), hieß sie jetzt.

Wie gesagt, heute sind die Menschen besser geworden. Darum werden solche Prozesse nicht mehr geführt. Denn heute weiß jeder, daß eine Frau höchstens dann eine Vergangenheit hat, wenn sie schon selbst der Vergangenheit angehört.

Der aufgefressene Kirchenprophet

Unter dem Titel „Anno 1900“ kam kürzlich eine Reihe kleiner Geschichten der Stadt aus der Feder von Alfred Schöberl im Verlag Richard Döcker, Jauer/Kiebitzsch, heraus. Wir entnehmen hier dem entspannenden Buch zwei Geschichten vom Demelbauer.

Der Demelbauer war nun Kirchenprophet. Als solchem oblag ihm, an Sonntagen nach der Predigt mit dem Klingelbeutel in der Kirche abzusammeln zu gehen. Doch da er zum erstenmal dieses Amt versah, war die Kirche wieder einmal auffallend leer. Der Demelbauer aber kannte seine Pöppchenheimer, also begab er sich geradezu Was samt dem Klingelbeutel aus den heiligen vier Wänden hinaus und suchte die unheimliche große Stube im Pfarrwirthaus auf. Die war nun freilich bummelvoll. Dort ging der neue Kirchenprophet von Mann zu Mann, wie sie eben an den Tischen saßen, hielt jedem den Beutel unter die Nase und heilte die Opfergabe. Getreulich sagte er bei jedem springenden Geldstück sein vorgeschriebenes „Vergelt's Gott!“, aber auch den üblichen Trinkspruch „Ich bring dir's!“, weil ihm jeder Zecher, wie üblich, das Glas zum Absinken reichte. Was der Pfarrer nicht erreicht hatte, das war damit dem guten Demelbauer gelungen: die Leute gingen von nun an ihrem köstlichen Kirchenprophet zuliebe zahlreicher in die Kirche.

Der Demelbauer war eben aus der Kirche gekommen, wo er mit der Neibauernstift zusammengegeben worden war, wie der Volksmund seiner Heimat die Trauung umschreibt. Während der fröhlich eingeweihte Ehepaar vor der Pfarrwirthausstiege verweilte, um Bekannte zu begrüßen, da ereignete sich das Furchterliche, daß nämlich der Schimmel des Neibauern vom Kopfputz der Braut das grüne Neibauerntränchen — mit sicherem Schnapper erfaßte und behaglich zu fressen begann. Da aber der besagte Schimmel der ländlichen Braut tiefere sinnbildliche Bedeutung hat, bestand augenblicklich höchste Gefahr, daß die neugebackene Frau des Demelbauers samt ihrem Gatten dem Gelächter oder doch einem vielfagenden Grinsen ausgeliefert würde. Blühend schnell schwang sich der Demelbauer zum Beherzter der Lage auf und, ehe sich noch ein Mund verzehren oder auch nur eine Spottlaute auf dem Gesicht eines Unbeteiligten legen konnte, hatte der Demelbauer dem Neibauern mit fröhlicher Stimme die alles vorwegnehmende Frage an den Kopf geworfen: „Hast amal wieder dein Schimmel foam Futter in d' Krüppel gelegt?“ — Damit brachte er die Lacher auf seine Seite, und der Blick des Spottes war von ihm abgelenkt.

Die älteste Windmühle Deutschlands in Soest

Nach bisheriger Annahme stand Deutschland älteste Windmühle zu Speyer am Rhein. Diese Mühle wurde 1395 urkundlich erwähnt. Jetzt hat der Leiter des Vereins für die Geschichte der Stadt Soest und der Wörde nachgewiesen, daß die älteste Windmühle Deutschlands sich in der tausendjährigen Westfälischen Soest befindet. Im heutigen Gebiet von Soest stehen drei Windmühlen, deren älteste der Stadt gehörte und schon 1340 dem hohen Hospital zu Soest abzugeben zu errichten hatte. Auf den Stadtbildern aus dem 14. Jahrhundert ist sie deutlich sichtbar. Ihr Turm beherrschte den Süden der Stadt, 1472 und 1516 wurde die alte Windmühle erneuert.

Aus Soest

Professor in Buppertia in seiner letzten Generalversammlung der zweiten

„Es war mittags; ich selbstmarischals daß ich bei brauchte. De geschwiegen, bonn nicht fiam und sah in sam die Däm

„Sie noch de segte und fer der alte Herr

„Zuerstbrück Wahrheit gek Ist Freund S

„Ich nahm Redmarischall, Hindenburg

„Ich dankt ich mit meine dabei zum St

„Ich stand verlassen, aber brach, Sie fö

„Ich wollte glichen, um me

„marischall sagte bruch, was ich

„Ich langte Zement, das flie

„Ich las darin mi eine Viertelstun

„jurist und rief nun, Zuerstbrück ins Zimmer

„Am nächste marischall tot.“

Der Seilfu

Jeden Tag die neue For

„Es ist doch sch

„Ich schiff durchf geben. Manche

„Ich riefen möcht Ruhe nachlesen

„Ich als Buch

„Ich deshalb schne

„Ich manfortsetzung

„Ich belassen hab

„Ich Reihensolge na

„Ich litten weihen

„Ich für sich einma

„Ich tante 1/2 cm b

„Ich also die Löcher

Wuppertal: - geborene Hochschu

„Mittlerer To

„Mittlerer To

„Mittlerer To

Die Krönungsoper

Ein Mozart-Roman von Hans Watzlik

(49. Fortsetzung)

Nach diesem Rat überließ Karl von Freienturn die zwei sich selber und verhielt sich im Stummel. „Der grobe Lummel!“ zischte Konstanze. „Ich begreif dich nicht, daß du den zum Freund hast!“ Mozart schwieg.

Der Jubel stieg ins Ungemessene, als sich nun der Kaiser selber in der strahlenden Stadt zeigte. Wie eine gleichende Nachtlichte glitt die Moldau. Die Paläste gossen Licht aus ihren offenen Pforten; mit laufendem Lampen von den Balkonen bis zu den Gassen hinauf brennend, glichen sie erhabenen Feuerwänden. Aus den Böden ihrer Dachgalerien züngelten blaue Weingeistflammen. Die Fenster der Bürgerhäuser waren mit durchleuchteten Einbildern und Goldprägungen geschmückt. Dornenbüschel schimmerten die Zeichen der Herrschaft, die Bilder opfernder Liebe und der Ehrfurcht vor dem Flammenaltar.

In der Krongasse war ein winziges Häuslein mit nur einem Fenster, und in diesem Fenster hing, von einer roten Herzlinie umrahmt, das Bild des Herrschers mit dem Spruch:

„Mein Haus ist ganz klein, braucht wenig Herzen, doch trägt es allein den Kaiser im Herzen.“

In den Schenken geigten sich die Fiedeln heiser. Als Mozart und Konstanze über den kleinen Hübnemarkt bei der Leonhardskirche gingen, sagte er zu ihr: „Es tut mir weh, daß du gerade heut mit nicht auf bist.“

Da näherte sich ein Mann mit tastendem Schritt und gespannt laufendem Gesicht. Ein Blinder. Er hatte Mozart an der Stimme erkannt. Jetzt tappte er nach der Hand des Meisters, und ehe es dieser ihm verwehren konnte, küßte er sie ehrfurchtig. Und dann ging er wortlos seinen dunkeln Weg weiter.

„Wer ist das gewesen?“ flüsterte Konstanze betreten.

„Ein alter Hansen.“

Die letzte gerührt und verböhnt den Arm ihm um den Hals. „Wollst! Alles kennt dich. Sogar die Minder. Alles hat dich gern. Und deine Stange liebt dich auch.“

„Du“, sagte er glücklich, „du meine Liebe! Aber während des Leuchtens ist mir ein Priester marsch eingefallen. Ich hab' ihn jetzt fix und fertig im Kopf.“

Als Konstanze hernach entdeckte, daß ihr im Gedränge das Gesichtsbild aus dem Stridbeutel gestohlen worden war, da lachten die beiden sich herzlich an, und ihr Glück war wieder vollkommen.

In der edelsteinernen Kasse des heiligen Wenzel wurde der Kaiser mit den Gewändern der Krönung bekleidet, und er erschien darin fremd und feierlich und höher als sonst. Er betrat im langen Hermelinmantel den Dom.

Der Oberkammerherr trug ihm das Schwert der böhmischen Herzöge voraus, die roten Landesbanner mit dem goldgeschlitzten Löwen Böhmens schwebten nebenher, Edelknechte trugen brennende Windlichter.

Traumähnlich lag das Mittelschiff auf. Die Wände waren mit Niederländer Tapeten und rotem Damast ausgeschlagen. In atemloser Schen harrte auf den Bühnen, was Glanz und Namen trug im Reich.

Auf dem Hochaltar schimmerten mild die silbernen Büsten der Heiligen, womit die köstlichsten Heiligtümer eingefast waren, und daneben lagen die Wahrzeichen der Königswürde. In gedängtem Ring stand das Gepränge der hohen Geistlichkeit, der Kronkürer des Herren- und des Ritterstandes, der Truchessen, Kämmerer, und Geheimen Räte, der Träger des Goldenen Bliebes, der Edelknechte und der Herolde.

Von Salieri befehligt, hub die kaiserliche Hofkapelle zu singen an.

In goldbrokattem Prunk feierte der Erzbischof von Olmütz das Hochamt. Junge, engelsschöne Priester schwenkten die Weihrauchbeden.

Der Kaiser lag mit dem Antlitz auf den Stufen des Altars.

Er erhob sich und ließ sich auf den Thron nieder, der vor dem Gottesbild unter einem Himmel aus blumenbüscheltem Goldstoffs errichtet war.

Dämmerbunt brach es durch die Fenster des Kapellentanzes. Die Silberjähne des heiligen Johannes glomm. Schattenhaft dunkelten die Streben und Bögen draußen durch die lichten Fenster des Hochchores.

Der Kaiser war sehr bloß. Lilanei und Gebet umwob ihn, Segnung auf Segnung lag auf ihm nieder.

Nachdem das Halleluja in der Wölbe der edlen Bogen verrauscht war, begann die Krönung.

Auf dem Schoß des geistlichen, halberblinden Erzbischofs von Prag rubte ausgeblättert das riesige Pontifikalbuch. Der Kaiser kniete davor auf samtenerm Polster und las mit vor Aufregung verschleierter Stimme den großen, alten Eid.

„Wir Leopold schwören Gott dem Allmächtigen, der gebenedeit, von der Erbsünde unbedeckten Mutter Gottes Maria und allen Heiligen auf dieses Evangelium, daß wir an der katholischen Kirche festhalten, jedermann Gerechtigkeit widerfahren und die Stände in ihren althergebrachten und hergebrachten Freiheiten schützen, auch von dem Königreich nichts veräußern, sondern vielmehr dieses nach unserm Vermögen vermehren und erweitern und all das, was zu dessen Wohl und Ehre gereicht, vornehmen wollen. Als uns Gott helfe und dieses heilige Evangelium!“

Der Schwörer tat die weiße, leise zitternde Hand auf das Buch. Andächtig lächelte er das Kreuz, das ihm gereicht wurde.

Des Heiligen Stuhles zu Prag Erzbischof hob die uralten, schwachen Arme. Die Perlen seiner steilen Mitra schillerten. Er betete: „Herr! Der du alle Reiche von ihrem Anbeginn an leitest! Segne diesen unsern König Leopold! Verleihe ihm die Gnade, sein Volk mit jener Sanftmut zu beherrschen, danach einst Salomon sein Reich in diesem Frieden erhalten hat! Er streite für dich in der Stille seines Gewissens! Dein göttlicher Schild bede ihn und seine Diener, auf daß er überall seine Feinde niedererschleudere! Laß ihn sein königliches Ansehen bewahren wider alle Herrscher der Erde! Glückselig leite er sein Volk, und seine Untertanen sollen sich preisen, seinem Thron unterworfen zu sein! Seine Großmut werde weithin berühmt, und seine Gerechtigkeit diene den Geseßgebern zum Vorbild! Deine Allmacht verleihe Ueberfluß in den Ländern, darüber sein Stamm durch die Jahrhunderte segensreich herrschen soll! Ihm selber verleihe ein langwährendes Leben! Sein Thron werde durch seine Kraft gesichert, und durch seinen Befehl werde sein ewiges Ziel getront! Durch Christus unsern Herrn!“

„Amen!“ hallte der Chor der Diakone.

Die Großen des Reiches nahmen dienend dem Kaiser die Kette mit dem Goldenen Knie und den schweren Schappmantel ab. Da ragte er in hochrotem, tief niederfallendem Rock, in perlschneide-

nen Strümpfen, in weißen Alaschschuhen, die in goldene Spitzen ausliefen. Und golden funkelten an ihm Stola und Gürtel.

Nun wurden die Achseln und der rechte Arm entbloßt, und der Erzbischof salbte ihm die Gelenke des Ellbogens mit dem geweihten Öl und salbte ihn zwischen den Schultern zum König.

Und wieder schwang sich wie ein fliehender Vogel das Gebet des uralten Mundes auf: „Allmächtiger Gott! Sieh herab auf diesen glorwürdigen König Leopold! Ueberströme ihn mit der Güte deines Segens und den Gaben deines göttlichen Zuspruches! Befestige ihn mit dem himmlischen Tau, und vom Fett der Erde jenseits ihm Ueberfluß an Korn, Wein, Öl und anderen Früchten! Das Volk werde in der Zeit seiner Herrschaft von keiner Seuche geängstigt und genieße einen ständigen Frieden! Der Glanz seiner Macht und Würde widerschimmere in allen Augen, und dessen Strahlen sollen weithin wie die Blitze zünden. Walle es so, allmächtiger Gott, daß er ein fürderloser Beschützer des Vaterlandes werde und der Kirchen und Klöstern zum Trost gereiche, und daß sie die Früchte seiner königlichen Freigebigkeit und Krönungsgüter genießen! Er sei der heidnischen Fürsten der Fürsten, Besieger der Feinde und Begünstiger aufrührerischer, roher und mißgläubiger Stämme! Seine Widerstreber verfolge der Schrecken, und die Furcht vor seiner Gewalt schlage sie danieler! Doch den Großen seines Reiches und allen getreuen Untertanen erscheine er in der Höhe seines erhabenen Verus, verbunden mit herablassender Milde, auf daß er von allen Kindlich geliebt und zugleich geliebt werde! Sein Name blühe durch die Jahrhunderte, seine Weisheit und seine rühmlichen Verdienste verbleiben in fortwährender Erinnerung und mögen einst belohnt werden mit der Seligkeit des Himmels! Dies alles wolle gewähren, der da befehlet und herrscht von Ewigkeit zu Ewigkeit!“

„Amen!“ hallte der Chor der Diakone.

Und wieder mit dem Hermelin bekleidet, empfing Leopold das Schwert der alten Herzöge, und als er damit gegürtet war, den Ring.

Dann weihte der große Hochpriester mit erhabener Gebärde das Hepter und den Apfel des Reiches, und der Kaiser hielt diese Zeichen, an der obersten Altartafel liegend, hoch in den Händen.

Hernach wurde ihm das edelste Krönungslein auf den Scheitel gelegt.

(Fortsetzung folgt)

Alfinkontroll

„Alfinkontroll

„Alfinkontroll

„Alfinkontroll

Copyright, 52

